

AM ENDE DER



WELT

Der südafrikanische Fotograf Pieter Hugo begleitete in Ghana Tagelöhner, die Elektroschrott der Industrienationen verwerten: Jugendliche verbrennen ausrangierte Rechner auf einer riesigen Müllhalde. Ihr Lohn: Edelmetalle – und hochgiftige Dämpfe.

Fotos: Pieter Hugo
Interview: Julia Christian





W

enn man die Bilder der Serie „Permanent Error“ des südafrikanischen Fotografen Pieter Hugo betrachtet, kann es passieren, das für Augenblicke die Zeit durcheinander gerät: Eine ascheschwarze Wüstenlandschaft voller brennender Monitore, schwelender Platinen und schmelzender Tastaturen, dazwischen junge Männern, die herausfordernd in die Kamera schauen, und Rinder, die in den Technikruinen ruhen. Man weiß nicht mehr, ob die Fotos

vor oder nach der IT-Apokalypse entstanden sind.

Hugo ist für „Permanent Error“ nach Agbogbloshie gereist, eine riesige Müllhalde vor den Toren Accras, der Hauptstadt von Ghana. Tagelöhner schlachten hier den Elektroschrott der westlichen Welt aus. Sortieren Kupferdrähte, Stahl und Aluminium aus und verbrennen dafür die Plastikgehäuse, die als Giftmüll zurückbleiben. Im Hafen von Tema treffen pro Monat rund 400 Container mit ausrangierten Geräten aus Europa und Amerika ein; randvoll mit Computern, Festplatten und Mobiltelefonen. Nur ein Viertel des jährlich anfallenden Kommunikationsmülls der westlichen Welt, um 50 Millionen Tonnen insgesamt, wird ordnungsgemäß in den Herkunftsstaaten entsorgt, der Rest als Second-Hand-Ware in Entwicklungsländer verschifft. Was noch funktioniert, wird auf den Märkten Ghanas zum Verkauf angeboten - der Großteil jedoch landet in Agbogbloshie. „Hundert Prozent Recycling“ nennt Hugo das. Er meint dies provokant, aber nicht zynisch – trotz der giftigen Dämpfe, die den häufig Minderjährigen bei ihrer Arbeit in die Lungen steigen. Dem Fotografen geht es nicht darum, die großen und kleinen Tragödien des afrikanischen Kontinents zu dokumentieren. Dem 36-Jährigen, dessen Bilder häufiger in Galerien zu sehen sind als in Magazinen, geht es um uns: Um unseren blinden Konsum, unsere Wachstumsbesessenheit. Und um unsere Faulheit, diese Geschichten nicht durch die Augen seiner Protagonisten zu sehen.

Was interessierte Sie an der Mülldeponie von Agbogbloshie?

H Zum Beispiel die Hierarchien dort. Eigentlich ist das, was diese Kids dort tun, fantastisch. Ein hundertprozentiges Recycling, alles wird wiederverwertet. Das Problem ist nur, dass die Umstände schrecklich und enorm gesundheitsschädlich sind. In Agbogbloshie übernehmen die Alphamännchen unter den Teenagern das Verbrennen. Dann kommen die Jungs mit den Stöcken, die das Plastik von den schmelzenden Elektrogeräten pulen. Schließlich gibt es die Mädchen mit den Wasserflaschen, die das Feuer löschen, damit die Metalle nicht schmelzen. Nachdem alles herausgelöst und verkauft worden ist, kommen die ganz jungen Kinder, meist acht bis zwölf Jahre alt, die mit Magneten aus alten Musikboxen durch den Staub gehen und die letzten Krümel Metall einsammeln, um auch diese noch zu verkaufen.

Sie nennen Agbogbloshie die Kloake der westlichen Welt. Zu welchem Zweck



wird der Elektromüll etwa aus amerikanischen Schulen, von der holländischen Umweltschutzbehörde oder aus dem britischen Verteidigungsministerium nach Ghana verschifft?

H Die Gründe dafür sind unterschiedlich. Manche werden tatsächlich nach Ghana verschickt, um dortige Schulen oder öffentliche Einrichtungen mit Computern zu versorgen. Manche werden weiterverkauft. Und andere sind wortwörtlich Schrott, aus dem man höchstens noch die Festplatten ausbauen und verkaufen kann. An wen richtet sich Ihr Fotoessay „Permanent Error“? An die Industrienationen, deren Müll dort landet? Oder an die Politiker in Ghana, die die Missstände in Agbogbloshie dulden?

H Adressat sind für mich vor allem die Länder, aus denen der ganze Schrott stammt. Ich wollte die Besessenheit des Westens vom permanenten technologischen Fortschritt thematisieren. Die Bilder demonstrieren den Überfluss des Überflusses. Eben die Scheiße der Reichen, die

„Eigentlich ist das, was diese Kids dort tun, fantastisch. Ein hundertprozentiges Recycling, alles wird wiederverwertet.“

dort abgeladen wird. Das ist keine primitive technologische Vergangenheit, in der die Menschen in Ghana leben, das ist ein Ausblick darauf, wie unsere Zukunft aussehen wird. All diese Container voll mit gespeicherten Erinnerungen und Ideen, die dort in ihre ursprünglichen Rohstoffe zerlegt werden. Das erzählt mehr über uns als über Ghana.

Wie reagierten die Arbeiter in Agbogbloshie, als Sie dort aufgetaucht sind?

H Die Menschen dort wussten, warum ich sie fotografiere. Während meines Aufenthalts waren noch mindestens 30 andere Fotojournalisten vor Ort. Wer hier arbeitet, weiß, dass diese Müllhalde absolut giftig und die Situation eine extreme ist. Doch die Menschen haben keine Wahl. Diejenigen, die für das Verbrennen des Elektroschrotts zuständig sind, sind fast

ausnahmslos Kinder oder Teenager, die die herausgebrannten Metalle an Geschäftsmänner verkaufen, welche die wiederum weiterverkaufen. Sie kommen aus armen dörflichen Gegenden im Norden Ghanas und schicken das verdiente Geld an ihre Familien. Doch auch wenn ich für „Permanent Error“ zweimal für jeweils zehn Tage in Ghana war, habe ich nur wenig mit den Kids gesprochen. Ich hatte oft nur fünf oder zehn Sekunden, um ein Bild zu machen, denn für dafür still zu halten war für sie verlorene Zeit. Ihre Fotoserien machen oft auf politische oder soziale Ungerechtigkeiten aufmerksam. Spüren Sie als weißer Südafrikaner eine besondere Verantwortung oder vielleicht sogar Schuld?

H Nein, ich fühle keine Schuld als weißer Südafrikaner. Alles, was in meinem Land







„Wir sind zwar dem Untergang geweiht, können den aber vielleicht noch etwas hinauszögern.“

passiert ist, hatte nichts mit mir zu tun. Es war auch eher eine Verantwortung gemeint, aus einer privilegierten Situation heraus denen eine Stimme, ein Gesicht zu geben, die sonst vielleicht nicht gehört und gesehen würden.

H Ich empfinde eher eine persönliche Verantwortung für die Art, wie ich mein privates Leben lebe. Das trenne ich aber strikt von meiner Arbeit. Dort versuche ich, Situationen, die mir begegnen, ehrlich und aufrichtig zu interpretieren. Das ist die einzige Verpflichtung, die ich tatsächlich empfinde: mir selbst gegenüber ehrlich zu sein. Und außerdem fühle ich mich unwohl dabei, meine Arbeit in einzelne Metaphern zu zerlegen. Das macht es dem Betrachter zu einfach, entmystifiziert die Bilder und raubt ihnen die Energie. Können Fotos die wirklichen Umstände

eines Ortes wie Agbogbloshie denn überhaupt erfassen?

H Wer wirklich etwas über Ghana oder Agbogbloshie wissen will, liest es nach. Dafür braucht man die Fotografie nicht. Für mich wird Fotografie interessant, wenn sie zur Kunstform wird. Schauen Sie sich „Permanent Error“, schauen Sie sich aber auch meine anderen Arbeiten an. Da geht es nicht um die Geschichte des Einzelnen, der auf den Bildern zu sehen ist. Ich diktiere auch niemandem, was er in meinen Fotos sehen soll. Manch´ einer wird geopolitische Umstände in meinen Bildern finden, ein anderer Afro-Pessimismus. Genauso können meine Bilder aber auch als eine Illustration der Beziehung zwischen entwickelter und unterentwickelter Welt interpretiert werden oder als Triumph

des menschlichen Wesens über feindliche Bedingungen.

Empfinden Sie sich als Künstler oder eher als Reporter?

H Die Fotografie hat ihre Grenzen. Das musste ich im Laufe der Zeit lernen. Früher war ich diesbezüglich etwas blind und zu enthusiastisch. Ich springe zwischen verschiedenen Persönlichkeiten, je nachdem, was dem Projekt gut tut. Deshalb mache ich mir keine Gedanken mehr darüber, welche Rolle ich einnehme.

Manchmal sehe ich mich als Künstler, im Fall von „Permanent Error“ als Aktivist. Was können Ihre Fotos bewirken?

H Meine Absicht war nicht, die Verzweiflung der Menschen in der Dritten Welt zu zeigen, sondern den Betrachter zum Nachdenken anregen. Darüber, wie er sein Leben führt. Wir leben in einer Kultur des permanenten Verlangens: Nach dem neuesten Telefon, dem neuesten Computer; wir halten aber nicht inne und fragen uns, ob wir diese Scheiße tatsächlich



wollen. Als säßen wir in einem Boot, das segelt und niemand realisiert, dass wir nie gefragt wurden, ob wir mitfahren wollen. Ich möchte den Moment provozieren, an dem man anhält und beginnt, Fragen zu stellen. Ob sich dadurch etwas verändert – keine Ahnung. Es gibt allerdings Organisationen, die nun versuchen, ein Abkommen zu erwirken, das den Im- und Export des Elektromülls regeln soll. Einigen habe ich meine Bilder zur Verfügung gestellt, damit sie die zu Kampagnenzwecken nutzen können. Wenn meine Fotos dazu beitragen, dass sich die Bedingungen dort verändern, wäre das fantastisch.

Was haben Sie seither in Ihrem eigenen Leben verändert?

H Seit ich das erste Mal dort war, versuche ich, weniger verschwenderisch zu sein. Ich frage mich zweimal: Brauche ich das wirklich? Will ich das wirklich? Und macht es mich zu einem glücklicheren Menschen? Insofern hat mich Agboghoshie verändert.

Und auch wortwörtlich krank gemacht. Die Bedingungen dort sind furchtbar. Niemand kann auf dieser Müllhalde in diesen Dämpfen arbeiten und ein langes, glückliches Leben führen. Zwischen meinen beiden Reisen lag ein Jahr - und ich habe keines der Kinder zweimal gesehen. Sie fotografieren seit über zehn Jahren und haben neben Agboghoshie auch die Spuren des Völkermordes in Ruanda dokumentiert. Haben Sie Angst, irgendwann zynisch zu werden?

H Im Gegenteil, ich bin heute weniger zynisch als früher. Es gab einen Punkt, an dem ich in meiner Arbeit zynisch wurde, doch irgendwann habe ich die Grenzen der Fotografie akzeptiert und neuen Enthusiasmus entwickelt. Ich bin überzeugt, dass der Mensch Verantwortung für sein Handeln übernehmen kann. Wir sind zwar dem Untergang geweiht, können den aber vielleicht noch ein wenig hinauszögern. Sind Sie ebenso hoffnungsvoll, was die Entwicklung Afrikas angeht?

H Nicht, wenn es um Somalia geht. Aber ich bin zum Beispiel zuversichtlich, wenn ich mir die Veränderungen in Ruanda anschau. Ich reise seit Jahren dorthin, und jedes Mal sind die Umstände dort besser geworden, die Menschen weniger misstrauisch, die Kinder glücklicher. Ja, der Mensch kann sich ändern. Zum Guten und zum Schlechten. Das hängt allein von ihm ab. ENDE

PIETER HUGO

Bis zum 20. Mai zeigt das Fotomuseum Den Haag unter dem Titel „Pieter Hugo: This Must Be The Place - Selected Works 2003-2011“ eine Gesamtschau. Parallel dazu erscheint das gleichnamige Buch bei Prestel, die 2011 bereits „Permanent Error“ herausgebracht hatten. Der südafrikanische Fotograf ist außerdem unter den vier Finalisten für den diesjährigen „Deutsche Börse Photography Prize“. Deren Arbeiten werden im Sommer in der Galerie C/O Berlin zu sehen sein. pieterhugo.com